



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2019

Auf dem Weg zu einer pluriarealen Variantenpragmatik

Dürscheid, Christa ; Simon, Horst J

DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110585896-011>

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-171357>

Book Section

Published Version

Originally published at:

Dürscheid, Christa; Simon, Horst J (2019). Auf dem Weg zu einer pluriarealen Variantenpragmatik. In: Schröter, Juliane; Tienken, Susanne; Ilg, Yvonne; Scharloth, Joachim; Bubenhofer, Noah. Linguistische Kulturanalyse. Berlin, Boston: De Gruyter, 245-267.

DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110585896-011>

Christa Dürscheid und Horst J. Simon

Auf dem Weg zu einer pluriarealen Variantenpragmatik

Abstract: Während in der Aussprache, in der Lexik und in der Grammatik die diatopische Variation auf dialektaler und standardsprachlicher Ebene schon gut dokumentiert ist, gibt es nur wenige Untersuchungen zur Arealität pragmatischer Aspekte. Der Beitrag berichtet von den ersten Ergebnissen eines diesbezüglichen Forschungsvorhabens und legt den Schwerpunkt auf einen Vergleich Zürich – Berlin. Nach einigen grundsätzlichen Überlegungen zur interpersonalen Pragmatik und Arealität kommunikativer Muster wird die Frage diskutiert, welche Erhebungsmethoden geeignet sind, um Variation in diesem Bereich systematisch zu erfassen. Sodann wird am Beispiel einer Stichprobenuntersuchung in Berliner und Zürcher Bäckereien aufgezeigt, welche Beobachtungen sich bereits auf schmaler Datenbasis anstellen lassen. Dabei liegt der Schwerpunkt auf einem kommunikativen Muster, das aus kulturalanalytischer Sicht besonders interessant ist: das Grüßen und Verabschieden. Abschließend wird dafür plädiert, die Pluriarealitätsforschung und die interpersonale Pragmatik enger miteinander zu verknüpfen.

Keywords: Kulturalanalyse, kommunikative Muster, Gruß, interkulturelle Kommunikation, empirische Methoden, Pluriarealität, Pragmatik

Christa Dürscheid: Universität Zürich, Deutsches Seminar, Schönberggasse 9, 8001 Zürich, Schweiz, E-Mail: duerscheid@ds.uzh.ch

Horst J. Simon: Freie Universität Berlin, Institut für Deutsche und Niederländische Philologie, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin, Deutschland, E-Mail: horst.simon@fu-berlin.de

<https://doi.org/10.1515/9783110585896-011>

You say goodbye and I say hello; hello hello
 I don't know why you say goodbye
 I say hello; hello hello
The Beatles, Hello Goodbye

1 Kommunikation in Beziehungen

Im Einleitungskapitel zu ihrem Sammelband *Sprache und Beziehung* veranschaulichen Angelika Linke und Juliane Schröter das Forschungsfeld, das Thema des Bandes ist, anhand von drei Beispielen. Jedem Beispiel ist ein separates Unterkapitel gewidmet; das erste trägt die Überschrift „Thomas, lesen Sie bitte...“. Wie die Formulierung schon vermuten lässt, geht es hier um die (asymmetrische) Anrede in der Schule, genauer: um den Wechsel der pronominalen Anrede ab einer bestimmten Jahrgangsstufe unter Beibehaltung des Vornamens. Dies ist ein Wechsel, der, wie Linke & Schröter (2017a: 1) treffend schreiben, in der Lehrer-Schüler-Interaktion „nicht nur als Austausch von Pronomen, sondern als ein regelrechter ‚Beziehungswechsel‘ erlebt wird“.

Die Anrede, zu der es für das Deutsche einige Überblicksarbeiten (z. B. Besch 1998), aber kaum empirische Studien gibt, ist zweifellos ein gut gewähltes Beispiel, um die Wechselwirkung von Sprache und Beziehung zu Beginn eines diesbezüglichen Sammelbandes zu illustrieren. Gleichzeitig können die Autorinnen/Herausgeberinnen damit zeigen, um welche Gegenstandsbereiche es ihnen in ihrem Band geht: die Kommunikation *in* Beziehungen und die Kommunikation *über* Beziehungen. Wie sie darlegen, sind die Forschungen in diesem Bereich zum einen auf die Untersuchung von Kommunikationspraktiken auf der individuellen Ebene gerichtet (z. B. Verkaufs- oder Bewerbungsgespräche), zum anderen auf „Beziehungstypen“ (Linke & Schröter 2017a: 3), in denen sprachliche und kulturelle Muster hervortreten.¹ Dazu gehören Befindlichkeitsfragen und -antworten (z. B. *Wie geht's?* – *Gut, danke*), vor allem aber die Verwendung von Routineformeln in Begrüßungen und Verabschiedungen (z. B. *Hallo, Tschüss*),

1 Linke & Schröter (2017a: 17) stellen dazu fest, dass die Erfassung dieser Muster „ein Schlüssel zum Verständnis der Organisationsprinzipien und -strukturen einer Kommunikationsgemeinschaft“ sei und insofern „auch ein ergiebiger Gegenstand für die kulturanalytische Linguistik“. Tatsächlich führt dies vom Einzelfall weg und beschreibt wiederkehrende Kommunikationsereignisse, die kulturelle Deutungen zulassen. Diesen Punkt führen wir hier nicht weiter aus; dazu sei auf Angelika Linkes grundlegende Arbeiten zur kulturanalytischen Linguistik hingewiesen (z. B. Linke 2008; Linke 2014; Linke 2016).

die nominale und pronominale Anrede (z. B. *Frau Müller, Lisa; Sie, Du*) oder die (Nicht-)Nennung von Titeln (z. B. *Frau Doktor Müller; Herr Meier*).

All dies kann man mit Linke & Schröter unter dem Stichwort Kommunikation *in* Beziehungen subsumieren; davon zu unterscheiden ist die Kommunikation *über* Beziehungen. Hier geht es beispielsweise um die Frage, wie die Beziehung im Gespräch selbst thematisiert wird (z. B. in einem Streitgespräch), aber auch darum, wie auf abwesende Personen Bezug genommen wird. So ist es interessant zu beobachten, ob Erwachsene im Gespräch mit Personen, die nicht zur eigenen Familie gehören, über ihre Mutter als *meine Mutter* oder *meine Mama/die Mutti* o.Ä. sprechen, ob sie also die familiäre Anredeform verwenden oder darauf verzichten. In beiden Fällen benennen sie die verwandtschaftliche Relation, in der sie zu der genannten Person stehen, sie setzen aber unterschiedliche Perspektiven.

Diese beiden Ebenen, die Kommunikation *in* Beziehungen und die Kommunikation *über* Beziehungen, lassen sich aus analytischer Sicht zwar unterscheiden, in der Kommunikationssituation selbst fallen sie aber oft zusammen. Denn wie man über eine Beziehung (z. B. über die Beziehung zu einer abwesenden Person) spricht, hängt auch von der Beziehung ab, in der man zu dem jeweiligen Gesprächspartner steht, mit dem man spricht. Auch auf diesen Umstand weisen Linke & Schröter hin und geben dazu ein anschauliches Beispiel:

Kommt man z. B. in einem Gespräch auf eine dritte Person zu sprechen, wird deren Bezeichnung (*Mike?, Michael?, Michael Hengartner?, Herr Hengartner?, Prof. Hengartner?, der Rektor?*) sowohl von der eigenen Beziehung zu dieser wie von der eigenen Beziehung zum Gegenüber als auch von dessen Beziehung zur dritten Person beeinflusst und kann folglich als Indikator dafür aufgefasst werden. (Linke & Schröter 2017a: 20)²

Nach diesen allgemeinen Worten zu den Wechselwirkungen von Sprache und Beziehung ist nun der Rahmen für das Thema des vorliegenden Beitrags abgesteckt: Uns geht es im Folgenden nicht mehr um die Kommunikation *über*, sondern nur noch um die Kommunikation *in* Beziehungen, d. h. um die Aspekte, die den direkten Austausch (Face-to-Face) mit anderen Personen betreffen.³ Den Schwerpunkt legen wir auf einen Phänomenbereich, der aus kulturanalytischer Sicht besonders interessant ist: auf das Grüßen und Verabschieden (vgl.

² Die Faktoren, die bei der Auswahl solcher Formen eine Rolle spielen, sind noch nicht gut erforscht; vgl. dazu aber erste Überlegungen in dem Beitrag von Schütte (2006) mit dem Titel: „Wie man über andere spricht, die man eigentlich duzt“.

³ Es wird sich allerdings zeigen, dass die ‚Beziehungen‘, von denen wir im Folgenden sprechen, von recht kurzer Dauer und nicht auf einen intensiven interpersonalen Austausch angelegt sind.

zu Letzterem insbesondere Schröter 2016). Dazu wird ein Faktor in den Vordergrund gestellt, der in den Beiträgen in dem Sammelband von Linke & Schröter nicht zur Sprache kommt: der Raum bzw. der Ort, an dem das Grüßen bzw. Verabschieden stattfindet. ‚Raum‘ verstehen wir hier im geographischen Sinne, wir bringen die Perspektive der kulturanalytischen Linguistik also in Verbindung mit der diatopischen Dimension, die in der Variationslinguistik eine wichtige Rolle spielt.⁴ Exemplarisch beziehen wir uns dazu auf je einen Ort in der Schweiz und in Deutschland: auf Zürich und Berlin. Diese Wahl ist nicht nur der schlichten Tatsache geschuldet, dass die beiden Städte unsere akademischen Standorte sind und sich somit gleichsam anbieten. Die Entstehung des vorliegenden Texts verdankt sich auch der Tatsache, dass wir unsere gute, schon langjährige Kooperation kürzlich intensiviert haben. Der hierdurch konstituierte Brückenschlag zwischen Zürich und Berlin wird sich sicher noch in weiteren Arbeiten zeigen. Die beiden Städte drängen sich zudem als Vergleichsobjekte geradezu auf, denn sie erfüllen in ihren jeweiligen Ländern ähnliche Funktionen: Es sind soziale und wirtschaftlich-politische Gravitationszentren mit großer soziokultureller Ausstrahlung in das jeweilige Land hinein und darüber hinaus.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die weiteren Themen in diesem Beitrag. Im nächsten Abschnitt konzentrieren wir uns auf das Begrüßen und Verabschieden, und zwar insbesondere auf die jeweiligen diatopischen Varianten in Zürich und Berlin. Hierzu gibt es bereits eine kleine empirische Untersuchung, die wir zunächst kurz vorstellen wollen (vgl. Kyncl 2009). Dann werden wir auf ausgewählte Phänomene eingehen, die im Diskurs über diatopisch-pragmatische Unterschiede immer wieder thematisiert werden, und darlegen, in welchem theoretischen Rahmen man diese genauer untersuchen könnte (Abschnitt 3). Abschnitt 4 diskutiert die Frage, welche Methoden geeignet sind, um die vielen Mutmaßungen, die es zu solchen Unterschieden gibt, auf eine solide Grundlage zu stellen und empirisch zu überprüfen. Wie zu vermuten, stellt sich dies als schwierig dar, weil hier viele Aspekte hineinspielen, die nicht mit dem Faktor ‚Raum‘ korrelieren, sondern anderweitig beeinflusst sind. Abschnitt 5 schließlich skizziert die Umriss eines Forschungsprojekts, das sich trotz dieser Schwierigkeiten zum Ziel setzt, Kommunikationssituationen im diatopischen Vergleich

⁴ Angemerkt sei, dass diatopische Variation oft einzig mit Dialektforschung in Verbindung gebracht wird. Das ist falsch. Die Dialektologie ist in der Linguistik zwar die älteste Disziplin, die diatopische Variation im Sprachgebrauch untersucht, es gibt aber noch andere Zugänge zu diesem Typus von Variation (so die Standardvarietätenforschung, vgl. dazu u.a. die Publikationen von Ulrich Ammon). Grundsätzlich besagt der Terminus ‚diatopisch‘ also nicht, dass es bei einer solchen Betrachtungsweise lediglich um verschiedene Dialekträume geht.

gegenüberzustellen. Denn wir sind überzeugt davon, dass dieses Thema, zu dem es im öffentlichen Diskurs so viele Aussagen und Mutmaßungen gibt (siehe dazu weiter unten), in wissenschaftlicher Hinsicht untersucht werden muss, auch wenn (oder gerade weil) es so schwierig ist, dies auf empirisch solide Weise zu tun. Wie dies geschehen kann, können wir in diesem Beitrag nur andeuten; im Schlusswort (Abschnitt 6) werden wir aber dafür plädieren, die Herausforderung anzunehmen und die Arbeit alsbald in Angriff zu nehmen.

2 *Hallo* und *Tschüss*?

Diesen Abschnitt haben wir mit einem Fragezeichen versehen. Damit wollen wir andeuten, dass es durchaus fraglich ist, ob sich die Grußformeln *Hallo* und *Tschüss* immer mehr ausbreiten – und zwar sowohl in geographischer Hinsicht (von Norden nach Süden) als auch auf soziokultureller Ebene (von Duz- zu Siez-Konstellationen). Was *Tschüss* betrifft, so vermutet dies z. B. Angelika Linke in einem Aufsatz mit dem treffenden Titel „Informalisierung? Ent-Distanzierung? Familiarisierung?“. Hier berichtet sie über ihre Irritation über das *Tschüss* eines Taxifahrers und stellt fest, dass *Tschüss* nach ihren Beobachtungen zunehmend als Konkurrenzformel zu *Auf Wiedersehen* gebraucht werde (und damit in Situationen, in denen sich die Kommunikationspartner in der Regel siezen). Zur Stützung dieser Aussage zieht sie u.a. das *Deutsche Wörterbuch* von Hermann Paul (in der 9. Auflage von 1992) heran, in dem zu lesen ist, dass dieser Abschiedsgruß „auch unter weniger Bekannten immer üblicher“ werde (hier zitiert nach Linke 2000: 69).

In dem Aufsatz von 2000 ist noch nicht von der geographischen Ausbreitung dieser Grußformel die Rede; Angelika Linke legt hier den Schwerpunkt darauf, dass es sprachliche Phänomene gibt, die als Indikator für die zunehmende Informalisierung in unserer Gesellschaft gedeutet werden können. In einem neueren Aufsatz kommt sie aber nochmals auf „die Karriere“ (so ihre Wortwahl) dieses Grußes zu sprechen und stellt fest, dass sich *Tschüss* „in den letzten 30 Jahren – zunächst im Norden, dann auch im Süden und schließlich auch in der Deutschschweiz – zu einer [...] neutralen Verabschiedungsfloskel entwickelt“ habe (Linke 2014: 180).⁵ Eine ähnliche Beobachtung macht sie auch in Bezug auf *Hallo*, das

5 In diese Richtung geht auch das Fazit von Juliane Schröter in ihrer kulturalistischen Studie zum „Abschied nehmen“ (so der Haupttitel). Sie stellt fest, dass sich *Tschüss* in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts „in Richtung eines relativ ‚farblosen‘, universal einsetzbaren Grußes“ entwickelt habe (Schröter 2016: 163).

nicht mehr nur ein Gruß unter guten Bekannten sei, sondern eine Grußformel, die auch gegenüber Fremden bzw. Personen, die man siezt, verwendet werden könne. Sie stellt dazu fest, dass nach ihrer Wahrnehmung „etwa um das Jahr 2002 [...] *hallo* als allgemeine Grußformel im deutschschweizerischen Kontext noch nicht in derselben selbstverständlichen Weise gebräuchlich“ (Linke 2014: 189) gewesen sei wie in Deutschland.

Doch ist das tatsächlich so? Und wie lässt sich das auf der Basis von authentischem Datenmaterial überprüfen? Diese Frage werden wir weiter unten in Abschnitt 4 behandeln; hier wollen wir noch auf eine kleine Studie eingehen, in der Begrüßungen und Verabschiedungen diatopisch gegenübergestellt werden, mit Bezug auf Zürich und Berlin. Sie ist nicht publiziert, aber Angelika Linke kennt sie gut: Es ist eine Abschlussarbeit, die unter ihrer Betreuung verfasst wurde und den Titel *Hallo – grüezi, tschüss – adieu: eine komparative Analyse des verbalen Grussverhaltens in Berlin und Zürich* trägt (Kyncl 2009). Über die Ergebnisse dieser Arbeit wurde am 12. März 2011 unter der Überschrift „Und tschüss!“ im Zürcher *Tages-Anzeiger* berichtet⁶ – was einmal mehr zeigt, wie viel beachtet in den Medien Themen sind, die diatopische Unterschiede im Kommunikationsverhalten in den Blick nehmen. Die Datenauswertung von Rachel Kyncl basiert auf Gesprächen, die in Berlin und Zürich aufgenommen und im Anschluss daran transkribiert wurden.⁷ Alle in den Gesprächen vorkommenden Grußformeln, Wunschäußerungen (z. B. *Einen schönen Tag noch*), die nominalen und pronominalen Anreden, Befindlichkeitsfragen (z. B. *Wie geht's?*) und Überraschungsgrüße (z. B. *Was tust du denn hier? Das gibt's doch nicht!*)⁸ wurden in einer Datenbank erfasst; insgesamt handelt es sich dabei um 1153 Belege. In ihrer Auswertung hält Kyncl fest, dass in den Berliner Daten *Hallo* und *Tschüss* unabhängig vom Alter der Sprecher mit jeweils rund 80 % der Belege die dominierenden Grußformeln

⁶ Hier sei darauf hingewiesen, dass es in den 1990er Jahren eine populäre Fernsehserie gab, die den Titel „Und tschüss!“ trug. Auch auf Baustellenschildern (z. B. „Vielen Dank und tschüss“), Ortsausgangsschildern und Werbeanzeigen (z. B. für Flugreisen) findet man diese Formulierung. Man gebe dazu nur in einer Internetsuchmaschine die Sequenz „und tschüss“ ein und lasse sich die Bilder dazu zeigen. Angemerkt sei auch, dass im Deutschen mit der Formel *Und tschüss!* negative Konnotationen einhergehen (im Sinne von: zum Glück geht die Person endlich/ist die Person endlich gegangen). Das ist bei *tschüss* nicht der Fall.

⁷ Im Zeitungsartikel ist von 228 Gesprächen die Rede (vgl. <https://www.tagesanzeiger.ch/zue-rich/region/Und-tschuess-/story/26834170>, 8. Januar 2019), tatsächlich waren es aber nur 227: In Zürich wurden 121 Gespräche aufgenommen, in Berlin 106 (vgl. Kyncl 2009: 36–38).

⁸ Kyncl (2009) übernimmt diesen Terminus von Kohrt (1985), der sich seinerseits auf Goffman (1974) bezieht, der von „surprise greetings“ spricht. Von Grußfakten unterscheiden sich Überraschungsgrüße u. a. insofern, als sie in der Regel nicht Echopaare sind (also Gruß – Gegengruß).

seien und sowohl in Verbindung mit der Höflichkeitsform vorkommen würden als auch in Kontexten, in denen sich die Gesprächsteilnehmer duzen (vgl. Kyncl 2009: 119). Anders lägen die Dinge dagegen in Zürich: Hier trete *Tschüss* nur in 20 % der Abschiedsgrüße auf und werde nur „in wenigen Ausnahmefällen im Umgang mit Personen geäußert, die gesiezt werden“ (Kyncl 2009: 118). Was die Begrüßungen betrifft, so dominierten in Zürich *grüezi*, *hoi* und *hallo* (in dieser Rangfolge), wobei *hallo* in der Regel dann verwendet werde, wenn sich die Personen duzten (dies aber sowohl in privaten als auch in beruflichen Kontexten).

Die Ergebnisse sind insofern interessant, als in dieser Arbeit auf empirischer Basis versucht wird, Unterschiede zu dokumentieren, die von vielen intuitiv so wahrgenommen werden, aber oft nicht ausreichend belegt sind. Lobenswert ist auch, dass Kyncl den Sprachgebrauch direkt untersucht (zu den damit verbundenen methodischen Problemen s. u.) – im Unterschied zu anderen Arbeiten zur diatopischen Variation, in denen Befragungen durchgeführt werden. Das ist z. B. beim *Atlas zur deutschen Alltagssprache* (AdA) der Fall, für den regionale Varianten auf der Basis von Online-Fragebogen erhoben werden (vgl. den Überblick über die verschiedenen Fragerunden auf <http://www.atlas-alltagssprache.de/>). Der Vorteil von Befragungen ist natürlich, dass auf diese Weise eine breite Datenbasis ermittelt werden kann; über Tonaufnahmen ließe sich das nie so einfach bewältigen. In der zweiten Fragerunde für den AdA wurde u. a. nach dem am eigenen Ort üblichen Gruß beim Betreten eines Geschäfts am Nachmittag gefragt.⁹ Die Auswertungen basieren auf 2580 Antworten für 432 Orte im deutschsprachigen Raum und bilden insofern eine quantitativ gut abgestützte Grundlage. Doch sie basieren auf der indirekten Methode, nicht auf authentischen Sprachdaten.

Das gilt auch für die Studien von Felicity Rash, die im Jahr 1998 eine viel beachtete Monographie zur Sprachsituation in der Schweiz vorgelegt hat und in einem weiteren Beitrag zu dieser Thematik auf die Verwendung von Grußformeln in der deutschsprachigen Schweiz Bezug nimmt (vgl. Rash 2004). In diesem Aufsatz geht es primär um die Einstellung der Befragten zu der in der jeweiligen Situation angemessenen Verhaltensweise; die Fragen zum Sprachgebrauch sind also vor diesem Hintergrund zu sehen (z. B. „Wie grüßen Sie alte Leute?“, „Wie grüßen Sie Ihre Kollegen?“, „Wie grüßen Sie einen Menschen, den Sie

⁹ In der Auswertung heißt es u.a.: „Im Süden Deutschlands, südlich der Mittelgebirge und östlich des Rheingrabs, sowie in Österreich ist *Grüß Gott* die häufigste Grußformel. Doch hier ist offenbar schon vereinzelt ein einfaches *Hallo* üblich, das im ganzen Norden und Westen (mit Ausnahme des *Moin*-Gebiets) neben das traditionelle *Guten Tag* getreten ist. [...] In der Schweiz ist eine Zweiteilung festzustellen: Im Westen des deutschsprachigen Gebiets gilt *Grüß Ech*, während man im Norden und Osten überwiegend *Grüezi* sagt“ (<http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-2/f01/>, 8. Januar 2019).

nicht mögen?“, „Wie fühlen Sie sich, wenn Ihr Gruß nicht erwidert wird?“). Die Befunde decken sich teilweise mit dem, was Kyncl (2009) in ihren Zürcher Daten festgestellt hat: *Tschüss* wird in Situationen, in denen man den Adressaten siezt, nur selten bzw. gar nicht verwendet.¹⁰ Allerdings beruhen die Befunde bei Rash nur auf den Antworten ihrer Informantinnen und Informanten, nicht auf einer direkten Erhebung.

Dies ist in der Arbeit von Kyncl (2009) anders, doch zeigen sich hier auch die methodischen Probleme, die bei einer solchen Untersuchung auftreten können. So wurden nicht nur Gespräche mit Familienmitgliedern, Freunden und Bekannten aufgenommen, die im Nachhinein ihr Einverständnis zur Aufnahme gaben, sondern auch mit fremden Personen (z. B. Verkäuferinnen und Verkäufern), die ihrerseits nicht über die Aufnahmen informiert worden waren. Hätte man nicht auch von diesen Personen das Einverständnis einholen müssen, selbst wenn nur die Gesprächseröffnungen und -beendigungen in die Analyse einfließen und alles andere im Transkript nicht erscheint? Eine weitere Frage stellt sich in Bezug auf die Auswahl der Gespräche, die sowohl aus privaten als auch aus nicht-privaten Kontexten stammen. Sind die Daten in dieser Hinsicht überhaupt vergleichbar, sind jeweils dieselben Voraussetzungen in Berlin und Zürich gegeben (z. B. Beziehung zwischen den Interaktionspartnern, soziokulturelles Umfeld, Alter)?

Halten wir fest: Grundsätzlich ist es schwierig, das Kommunikationsverhalten in zwei Settings zu vergleichen, die sich im besten Fall nur in einer einzigen Variable, im Raum, unterscheiden sollten. Um den diatopischen Unterschieden auf die Spur zu kommen, müsste man streng genommen alle anderen Variablen konstant halten und nur die Raumvariable ändern (also hier: Zürich vs. Berlin). Doch auch dann stellt sich die Frage, ob dies genügt, denn es könnte z. B. eine Rolle spielen, in welchem Stadtteil und in welchem sozialen Milieu die Gesprächseröffnungen und -beendigungen (z. B. in Verkaufsgesprächen) protokolliert werden. Darauf werden wir am Ende unseres Beitrags eingehen. Zunächst aber sei dargelegt, in welchem theoretischen Rahmen sich Untersuchungen situieren, die den Fokus auf die diatopische Variation in der interpersonalen Kommunikation legen. In diesem Zusammenhang werden wir auch ausloten, welchen Beitrag diese Arbeiten für die kulturalistische Linguistik leisten können.

10 Hier die Zahlen aus der Befragung von 43 Schülerinnen und Schülern: Auf die Frage, wie sie sich von ihrer Lehrerin bzw. ihrem Lehrer verabschieden (also von einer Person, die sie normalerweise siezen), haben sie die folgenden Antworten gegeben (Mehrfachnennungen eingeschlossen): „*adieu/ade* x 37 (86 %) (plus name x 15 (35 %)); *uf widerluege/widerseh* x 1; *schöne(n) Tag/Obe* x 2; no greeting x 2“ (Rash 2004: 56). Ein *Tschüss* ist nicht dabei.

3 Pragmatik pluriareal

Kommen wir nochmals auf den Sammelband von Linke & Schröter (2017b) zurück, in dem aus kulturalanalytischer Perspektive sowohl die Kommunikation *in* Beziehungen als auch die Kommunikation *über* Beziehungen dargestellt wird. Zu welchen linguistischen Disziplinen gehören diese beiden Gegenstandsbereiche? Linke & Schröter nennen verschiedene theoretische Zugänge, die aus ihrer Sicht in Frage kommen: die Pragmatik, die Textlinguistik und die Gesprächsanalyse. Im Anschluss daran lenken sie das Augenmerk auf ein der Pragmatik untergeordnetes Forschungsfeld, das sie in Anlehnung an das Handbuch von Locher & Graham (2010) als „interpersonal pragmatics“ bezeichnen. Sie schreiben dazu Folgendes:

Das Konzept der *interpersonal pragmatics* deckt in seiner Konzentration auf pragmatische Zugänge zwar nur einen Teil des von uns anvisierten Forschungsfeldes ab, es bildet aber in jedem Fall einen wichtigen Bezugspunkt für unsere Überlegungen. (Linke & Schröter 2017a: 5)

Schlägt man daraufhin in dem Handbuch von Locher & Graham (2010) nach, wie hier das Forschungsgebiet skizziert wird, dann gewinnt man tatsächlich den Eindruck, dass es viele Entsprechungen zu den Beiträgen im Sammelband von Linke & Schröter (2017b) gibt, dass aber bei Locher & Graham der kulturalanalytische Ansatz fehlt. Zudem besteht ein weiterer Unterschied zwischen beiden pragmatischen Ansätzen darin, dass die Kommunikation *über* Beziehungen in den *interpersonal pragmatics* eine untergeordnete Rolle spielt (Juliane Schröter, p.c.), wohingegen aus kulturalanalytischer Sicht diese Ebene ebenso zentral wie die Kommunikation *in* Beziehungen ist. Der Terminus ‚interpersonale Pragmatik‘ wird von Locher & Graham wie folgt definiert:

The term ‚interpersonal pragmatics‘ is used to designate examinations of the relational aspect of interactions between people that both affect and are affected by their understandings of culture, society, and their own and other interpretations. (Locher & Graham 2010: 2)

Im Anschluss an das Einführungskapitel, aus dem dieses Zitat stammt, werden in drei Großkapiteln verschiedene theoretische Zugänge behandelt (so z. B. die Höflichkeitsforschung) und unterschiedliche Interaktionssituationen aus pragmatischer Sicht betrachtet (z. B. „interpersonal issues in the workplace“). In diesem Kontext lässt sich auch das Grüßen situieren: Es stellt eine Kommunikationsroutine dar, die je nach Interaktionssituation (und je nach geographischem Raum) variieren kann. Dabei ist das Grüßen nur ein kommunikatives Muster (allerdings ein besonders augen- bzw. ohrenfälliges), das in den verschiedenen Regionen

des deutschsprachigen Raums variiert. Daneben gibt es aber noch viele weitere Muster, die im öffentlichen Diskurs ebenfalls immer wieder thematisiert werden und auch in einigen, wenngleich wenigen, wissenschaftlichen Arbeiten zur Sprache kommen.¹¹ Zur Illustration seien hierzu zwei Textpassagen im Wortlaut wiedergegeben. Das erste Zitat stammt aus dem *Variantenwörterbuch des Deutschen*, das in der zweiten Auflage von Ulrich Ammon, Hans Bickel und Alexandra Lenz herausgegeben worden ist und das die standardsprachlichen Unterschiede im deutschsprachigen Raum auf lexikalischer Ebene dokumentiert. Dem Wörterbuch ist ein umfassender theoretischer Block vorangestellt, in dem – neben vielen anderen Aspekten – unter der Kapitelüberschrift „Sprachanwendung in Situationen (Pragmatik)“ auch Beobachtungen zu den diatopischen Unterschieden im Kommunikationsverhalten zusammengestellt sind:

Wohl nur in Deutschland kann man bei einer Bestellung im Restaurant hören „Ich krieg(e) x“; in der Schweiz und in Österreich hört man eher „Ich hätte gern x“. Es dürfte unmittelbar einleuchten, dass die in Deutschland üblichen Formen auf SchweizerInnen oder ÖsterreicherInnen gelegentlich weniger höflich wirken. (Ammon, Bickel & Lenz 2016: LXXVIII)

Die in diesem Zitat vertretene Meinung, dass es beim Bestellen solche Unterschiede zwischen Deutschland, Österreich und der Schweiz gebe, ist schon fast ein Topos (vgl. dazu auch Warga 2008), sie beruht aber nur auf einer subjektiven Wahrnehmung. Es stellt sich also, wie grundsätzlich bei dieser Thematik, die Frage, wie solche Annahmen intersubjektiv überprüft werden können. Diese Frage stellt sich auch im Hinblick auf die Organisation des Sprecherwechsels, zu dem es in dem genannten Unterkapitel ebenfalls Mutmaßungen gibt. So weisen Ammon, Bickel & Lenz (2016: LXXVIII) darauf hin, dass „beobachtet“ wurde, dass in Deutschland die Gesprächsteilnehmenden eher in ihrer Rede unterbrochen würden als in der Schweiz; Evidenz führen sie allerdings nicht an. In dieselbe Richtung geht auch eine Aussage von Peter Sieber in dem *Handbuch Deutsch als Fremd- und Zweitsprache*, der zu diesem Thema Folgendes schreibt:

Schweizerinnen und Schweizer ertragen im Gespräch längere Pausen als Deutsche. Im Bestreben, die für sie oft unerträglich lange Dauer des Schweigens zu beenden, sprechen Deutsche eher – und wirken damit auf Schweizer vorlaut. [...] Deutsche markieren einen

11 Eine Übersicht zu Zeitungsartikeln, Blogs, Ratgebern und anderen Quellen, in denen die diatopisch-pragmatische Variation behandelt wird, findet sich in der Arbeit von Doris Schüpbach (2015). Will man neuere Medienberichte dazu lesen, so genügt es, in einer Internetsuchmaschine beispielsweise die Sequenzen „Deutsche und Schweizer“ oder „Deutsche und Österreicher“ als Suchbegriffe einzugeben. Die Treffer zeigen, dass das öffentliche Interesse an dieser Thematik immens ist.

Sprecherwechsel oft durch Einfall in den Beitrag des Gesprächspartners. Gesprächsbeiträge überlappen sich damit, was für Schweizer als unhöflich gilt. Dies führt zu differenten Diskussionsstilen. (Sieber 2010: 379)

Sieber äußert diese Feststellungen an prominenter Stelle, in einem Handbuch, das in der DaF-Didaktik einen hohen Stellenwert hat. Es ist sicher wichtig, in einem solchen Kontext auf diatopisch-pragmatische Unterschiede hinzuweisen, damit die DaF-Lehrpersonen die Lernenden nicht nur in sprachsystematischer, sondern auch in kommunikativer Hinsicht auf einen Aufenthalt im deutschsprachigen Raum vorbereiten können. Doch trifft die Aussage überhaupt zu? Und kann man den Unterschied wirklich am Land festmachen (bzw. an der Nationalität der Sprechenden)? Muss man da nicht kleinräumiger denken?

Diese Fragen führen uns zu dem Stichwort ‚pluriareal‘, das wir in der Überschrift dieses Abschnitts als nachgestelltes Attribut verwenden („Pragmatik pluriareal“). Mit dem Terminus verbinden wir eine programmatische Aussage: Es kann in der Beschreibung von diatopisch-pragmatischer Variation nicht darum gehen, Länder als Ganzes einander gegenüberzustellen (also z. B. Deutschland und die Schweiz oder Deutschland und Österreich). Wie auch in der Aussprache, in der Lexik und in der Grammatik, wo die diatopische Variation sowohl auf dialektaler als auch auf standardsprachlicher Ebene schon gut dokumentiert ist (vgl. Kleiner 2011; Ammon, Bickel & Lenz 2016 sowie Elspaß, Dürscheid & Ziegler 2017), ist auch im Kommunikationsverhalten davon auszugehen, dass diatopische Varianten – pointiert gesagt – nicht an den Landesgrenzen Halt machen, sondern über großräumige Gebiete (Areale) hinweg auftreten. Das heißt aber auch: Wenn in der linguistischen Kulturanalyse überindividuelle sprachlich-kommunikative Muster untersucht werden, die sich in statistisch signifikanter Weise areal unterscheiden, dann muss diesem Umstand in der kulturanalytischen Beschreibung dieser Muster Rechnung getragen werden.

Wo die Grenzen zwischen diesen Arealen zu ziehen sind, ist allerdings eine Frage, die sich nicht generell beantworten lässt; hier ist mit fließenden Übergängen zu rechnen. Doch man kann aus heuristischen Gründen zunächst eine areale Grobgliederung vornehmen (die sich beispielsweise an den großen Dialekträumen orientiert) und überprüfen, ob sich in diesen Gebieten pragmatische Unterschiede zeigen. Als Anhaltspunkt für eine solche Aufteilung können Aussagen dienen, wie sie sich beispielsweise in den oben zitierten wissenschaftlichen Arbeiten finden, aber auch in Medienberichten, Blogs und anderen Quellen. Eine weitere Möglichkeit ist, auf diatopischer Ebene an eine Einteilung anzuknüpfen, die sich in der Pluriarealitätsforschung bereits bewährt hat. Hierzu verweisen wir auf die Arbeiten der Forschergruppe um Ulrich Ammon (z. B. Ammon, Bickel & Lenz 2016), die den deutschsprachigen Raum in verschiedene Sektoren einge-

teilt hat (für Deutschland z. B. D-nordost, D-nordwest, D-mittelost, D-mittelwest, D-südost, D-südwest) und diese Einteilung als Basis für Frequenz- und Distributionsangaben von diatopisch-lexikalischen Varianten verwendet.¹²

Halten wir abschließend fest: Wir plädieren dafür, die Kulturanalyse, die Pragmatik und die Pluriarealitätsforschung (oder: Plurizentrikforschung)¹³ zu verbinden und empirische Untersuchungen zu sprachlich-kulturellen Mustern auf diatopischer Ebene durchzuführen, die nicht länder-, sondern arealbezogen sind. Ein solches Vorgehen wäre ein Novum. Zwar geht man in der Pragmatik durchaus auch kontrastiv vor (vgl. z. B. die Arbeiten zur interkulturellen Kommunikation); doch der Schwerpunkt liegt hier meist auf dem Sprachenvergleich. In der Pluriarealitätsforschung wiederum gibt es zwar große, empirisch abgestützte Arbeiten zur diatopischen Variation (wie z. B. die beiden bereits erwähnten Projekte zum *Variantenwörterbuch* und zur *Variantengrammatik*). Linguistische Forschungsarbeiten, die diatopisch-pragmatische Unterschiede im deutschsprachigen Raum in größerem Umfang untersuchen würden, wurden bislang aber noch nicht durchgeführt.¹⁴ Ein Projekt, das komplementär zum *Variantenwörterbuch* und zur *Variantengrammatik* die Pragmatik in den Fokus stellt (also gewissermaßen eine *Variantenpragmatik*), stellt vor diesem Hintergrund ein wissenschaftliches Desiderat dar.

12 Dies ist auch die Einteilung, die die Autor*innen der *Variantengrammatik* vornehmen (vgl. Elspaß, Dürscheid & Ziegler 2017). Diese Grammatik ist das Ergebnis eines Forschungsprojekts, das sich zum Ziel gesetzt hat, die diatopisch-grammatischen Unterschiede in der deutschen Standardsprache zu dokumentieren (siehe dazu unter www.variantengrammatik.net). Die Ergebnisse sind im Open Access unter der Adresse mediawiki.ids-mannheim.de/VarGra publiziert (24. Juli 2018).

13 Auf die Diskussionen um die Begriffe Pluriarealität bzw. Plurizentrik, die in der Variationslinguistik geführt werden, sei hier nicht eingegangen (vgl. dazu das von Sieburg & Solms 2017 herausgegebene *ZfdPh-Sonderheft Das Deutsche als plurizentrische Sprache. Ansprüche – Ergebnisse – Perspektiven*).

14 Genannt seien aber die germanistisch relevanten Forschungen im Kontext des großen Melbourn Anredeprojekts (z. B. Norrby & Kretzenbacher 2013 und Schüpbach 2015) sowie Beiträge in den Sammelbänden von Soares da Silva (2013) und Muhr & Marley (2015) und der Aufsatz von Elter (2009). Gerade in Bezug auf einen Vergleich Deutschland – Schweiz ist bislang aber kaum gearbeitet worden; etwas besser sieht die Forschungslage aufgrund der Arbeiten von Rudolf Muhr für Deutschland vs. Österreich aus (vgl. z. B. Muhr 2008).

4 Methodologische Überlegungen

Wollte man nun im Sinne der soeben dargelegten Argumentation das Projekt einer Variantenpragmatik in Angriff nehmen, was wäre eine mögliche Vorgehensweise? Wie wären Daten in wissenschaftlich sauberer Weise zu erheben? Welche methodischen Fallen sollte man beachten? In diesem Abschnitt skizzieren wir einige Grundsatzüberlegungen zu diesen Fragen, bevor wir in aller Kürze eine kleine Vor-Studie beschreiben, die kürzlich dazu durchgeführt wurde.

Zunächst einmal gelten für eine Untersuchung, die sich dem kommunikativen Verhalten in zwei diatopisch definierten Sprechergemeinschaften und konkret dessen vergleichender Betrachtung widmet, die gleichen Rahmenbedingungen wie für alle anderen empirisch orientierten Forschungsfragen (und dies natürlich nicht nur innerhalb der Linguistik): Es gilt, Daten zu erheben, die den üblichen Anforderungen hinsichtlich Relevanz, Repräsentativität, Validität usw. genügen, um die intersubjektive Verifizierbarkeit der Aussagen zu ermöglichen. Eine erste Differenzierung in diesem Zusammenhang betrifft die Vorkommensweise der verwendeten Daten: Sollen ‚natürliche‘ Daten in der Feldforschung aufgespürt und mehr oder weniger systematisch gesammelt werden? Oder sollen sie sozusagen unter Laborbedingungen gezielt elizitiert werden, mittels eigens konstruierter Experimente? Beide Herangehensweisen haben bekanntlich ihre je spezifischen Vor- und Nachteile. So weisen ‚natürliche‘ Sprachdaten neben ihren offenkundigen Vorzügen – nämlich eben genau ihrer Authentizität im Hinblick auf real stattfindende kommunikative Ereignisse – auch allerlei problematische Aspekte auf: Sie sind oftmals nur schwer zu erhalten; Ton- bzw. Video-Aufnahmen, die aus rechtlichen Gründen nicht unbemerkt erfolgen können, unterliegen stets der Verzerrung durch das Beobachter-Paradoxon;¹⁵ vorliegende Daten sind in ihrer Signifikanz oft schwer einzuschätzen (handelt es sich beispielsweise bei Auffälligkeiten um schlichte Versprecher oder Fehler oder um etwaige Idiosynkrasien der beteiligten Personen?); für manche Fragestellungen wäre es nicht nur wichtig zu wissen, was in der Tat vorkommt, sondern auch, was (praktisch) nie vorkommt, obwohl es als prinzipiell möglich denkbar ist (vgl. etwa die berühmten ungrammatischen Sätze in der formalen Syntaxforschung). – Zum Glück ist es aber auch so, dass die soeben angesprochenen Probleme bei gezielten Experimentalstudien weitestgehend in den Hintergrund gerückt werden können: Durch die geschickte Manipulation des Test-Designs lässt sich mit vergleichsweise geringem Aufwand ein einigermaßen großes Datenvolumen erzeugen, das zudem alle für die jewei-

15 Vgl. dazu schon die Überlegungen von Koerfer (1985).

lige Fragestellung relevanten Metadaten enthalten kann.¹⁶ Doch muss bei allen diesen questionnaire-basierten Forschungsmethoden stets mitbedacht werden, dass die befragten Personen immer nur angeben, wie sie ihrer Ansicht nach in einer gewissen Situation handeln würden bzw. was sie im Hinblick auf gewisse Handlungsoptionen denken. Dass dabei mitunter Faktoren wie z. B. sozial vermittelte (vermeintliche) Antworterwartungen eine nicht unbeträchtliche Rolle spielen können, liegt auf der Hand. Die Künstlichkeit der erhaltenen Daten, zumal wenn sie mit der einfachsten und am weitesten verbreiteten experimentellen Methode – einem schriftlich auszufüllenden Fragebogen – erhoben werden, ist offenkundig. Dennoch sind die dergestalt ermittelten Daten natürlich nicht unbrauchbar. Man muss sich nur stets der spezifischen Art dieser Daten bewusst sein und sie entsprechend umsichtig interpretieren.

Die soeben ausgeführten Überlegungen treffen auf die sprachwissenschaftliche Datengewinnung ganz generell zu – je nach linguistischem Teilgebiet allerdings in unterschiedlicher Gewichtung.¹⁷ Im Bereich pragmatisch-soziolinguistischer Forschungen, in den sich der pluriareale Vergleich kommunikativer Routinen einordnen lässt, präsentiert sich die Lage aus unserer Sicht folgendermaßen: ‚Natürliche‘ Daten sind interessant und wichtig; jedoch stellt sich, wie oben im Zusammenhang mit der Arbeit von Kyncl (2009) bereits angesprochen, insbesondere das Problem der Vergleichbarkeit; oder anders formuliert: Das Problem besteht in der Replizierbarkeit einer Studie an einem Ort durch eine Studie an einem anderen Ort – damit sind ergänzend zum geographischen Raum auch soziale Räume, also Einbettungen in soziokulturelle Milieus usw., angesprochen. Dementsprechend gewinnen neben ungesteuerten Beobachtungsdaten auch systematisch erhobene Experimentaldaten an Relevanz. Dass die Versuchspersonen bei wie auch immer gearteten Befragungen/Experimenten letztendlich immer wissen, dass sie beobachtet/getestet/beforscht usw. werden, muss dem Projekt nicht notwendigerweise zum Nachteil gereichen: Die Tatsache, dass Personen wissen, dass sie an einer wissenschaftlichen Studie teilnehmen, führt sicherlich bis zu einem gewissen Grad dazu, dass sie unnatürlich reagieren – besonders, wenn sie einen Fragebogen ausfüllen müssen –, dass sie also in irgendeiner Hinsicht soziale Gewünschtheit abbilden. Gerade dieses Faktum kann man nun bei einer Studie fruchtbar machen, die es sich zum Ziel setzt, kulturell vermittelte kommunikative Normen und Muster zu untersuchen. Doch muss man sich immer

16 Solche Informationen über die untersuchten Sprachbenutzerinnen und -benutzer sind natürlich gerade bei soziolinguistischen Forschungen von besonderem Belang.

17 Vgl. beispielsweise Simon 2008 für vergleichbare Überlegungen hinsichtlich der Gewinnung von syntaktischen Dialektdaten (mit einigen Beispielen für mögliche Fragebogenfragen).

dessen bewusst sein, dass man mit einer solchen Experimentalmethode keinen direkten Zugriff auf die unmittelbare Sprachwirklichkeit hat. Dieser Nachteil wird allerdings durch die Möglichkeit aufgewogen, systematische Erkenntnisse über eine größere Zahl von Sprachnutzerinnen und -benutzer und ihre Vorstellungen von angemessenem Sprachverhalten zu erhalten.

Damit kommen wir zu einem Überblick über mögliche Vorgehensweisen. Es gibt eine ganze Reihe von Untersuchungsdesigns, mit deren Hilfe man in Fragebogenstudien oder in anderen Set-ups erfolgreich Sprachdaten elizitieren kann, wobei bislang nicht alle davon im selben Maße zum Einsatz kommen.¹⁸ Für soziopragmatische Forschungen erscheinen uns beispielsweise die folgenden Erfolg versprechend (hier geordnet nach dem immer offeneren Charakter der Antwort-erwartung und jeweils kurz kommentiert):

- Lückentexte: Handelt es sich um einfache Formen, die lexikalisch zu greifen sind (wie beispielsweise Anredepronomen, Grußformeln u.Ä.), dann bietet sich dieses Verfahren an, um über Einsetzaufgaben die jeweils präferierte Variante zu erfassen.
- Discourse Completion Tasks: Diese Methode stellt eine Erweiterung der Lückentexte dar, die Probandinnen und Probanden sollen nicht nur Wörter einsetzen, sondern komplette Reaktionen auf schriftliche Stimuli notieren. Traditionell wurden die Antworten auf handschriftlich auszufüllenden Papierfragebogen erfasst; in jüngerer Zeit werden sie aber auch durch E-Mail-Abfragen erhoben.¹⁹ Eine andere Möglichkeit ist, akustische Stimuli zu präsentieren und eine mündliche Antwortkundgabe vorzusehen. Dies kann die Spontaneität und damit die potentielle Natürlichkeit der Reaktion erhöhen.
- Rollenspiele: Dabei handelt es sich um ein mehr oder weniger elaboriertes Nachstellen kommunikativer Situationen. Das spontane Ausagieren kommunikativer Sequenzen in diesem Setting ermöglicht die Simulation eines diskursiven Hin-und-Her.
- Erschütterungs- oder Krisenexperimente: Bei diesem in der soziologischen Ethnomethodologie entwickelten Experiment brechen die Exploratorinnen und Exploratoren bewusst soziale Normen, um auf diese Weise die typischen Reaktionen in Alltagssituationen zu testen. Gerade bei höflichkeitssensitiven Phänomenen können die hier erzielten Ergebnisse linguistisch interessant sein. Diese Methode greift bereits über ein streng kontrolliertes Experiment-

¹⁸ Vgl. dazu Jucker 2009 mit einer umfassenden Literaturschau zum Thema und einer detaillierten und alle Aspekte abwägenden Diskussion zur Anwendung von empirischen Methoden innerhalb eines gut ausgebauten Teilgebiets der Pragmatik (in der Sprechaktforschung).

¹⁹ Vgl. jüngst Kanik 2017 zu damit einhergehenden Unterschieden in den Antworten.

Design hinaus, denn viele der in den einzelnen Experimentalsituationen vorliegenden Parameter – angefangen bei den Sozialdaten der teilnehmenden Personen – sind nicht mehr systematisch erfassbar, geschweige denn manipulierbar. Zudem ist das Design forschungsethisch nicht unproblematisch; es sollte also nur mit Bedacht eingesetzt werden.

Alle diese, sowie einige weitere Möglichkeiten stehen der Forschung zur Verfügung, um Daten zu erheben, die für systematisch-soziopragmatische Untersuchungen genutzt werden können, die wiederum als Grundlage für kulturanalytische Überlegungen dienen können. Der Kreativität der Forschenden sind hier kaum Grenzen gesetzt. Manche der Methoden gestalten sich allerdings recht aufwändig in Design und kontrolliertem Ablauf; alle beinhalten zudem die Gefahr spezifischer Verzerrungen und systematisch ausgeblendeter Phänomenbereiche, etwa aufgrund der bereits vorgegebenen Antwortmöglichkeiten bei den eher geschlossenen Formaten. Da eine möglichst breite und solide Datenbasis die unverzichtbare Grundlage einer empirisch verstandenen Wissenschaft ist, ist es deshalb angeraten, eine möglichst breite und solide Methodik anzuwenden, um zu Daten zu kommen. Erst ein klug angewendeter Methodenmix erlaubt es, die richtige Balance zu finden zwischen heuristischer Offenheit und gezielter Systematik, zwischen der Wirklichkeit und unserer gerichteten Vorstellung davon.

In unserem Fall, der diatopisch-vergleichenden Erforschung von Kommunikationsmustern, werden eher systematisch angelegte methodische Formate zielführend sein, denn nur so kann eine Vergleichbarkeit zwischen den Datensätzen aus verschiedenen Regionen gewährleistet werden. Wie eine solche Untersuchung auf empirischer Basis in größerem Rahmen durchgeführt werden kann, kann an dieser Stelle nicht weiter diskutiert werden; im folgenden Abschnitt berichten wir aber zumindest von einer kleinen Vor-Studie, die demnächst in ein größeres Projekt münden soll.²⁰

20 Wir danken Tanja Ackermann (Berlin) und Gerard Adarve (Zürich) für ihre Mitarbeit bei der konzeptuellen Vorbereitung der hier vorgestellten empirischen Studie. Dem Letztgenannten gilt darüber hinaus unser besonderer Dank, denn er hat die Daten nicht nur erhoben, sondern auch für die weitere Analyse aufbereitet. – Wir danken zudem der Universität Zürich und der Freien Universität Berlin, die unsere Zusammenarbeit im Rahmen ihrer Strategischen Partnerschaft durch einen Seed Money Grant unterstützt haben.

5 Grüßen in Bäckereien in Zürich und in Berlin

Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung, die sich mit dem kommunikativen Verhalten in Berlin und in Zürich befasst, muss sich zunächst einmal dem Problem der zu untersuchenden Sprachformen stellen, denn der soziolinguistische Status der jeweils zur Verfügung stehenden Varietäten ist an beiden Orten unterschiedlich: Während in der deutschsprachigen Schweiz generell zu erwarten ist, dass in mündlicher Alltagskommunikation dialektale bzw. stark dialektal geprägte Formen verwendet werden, ist in Norddeutschland eher eine vergleichsweise standardnahe umgangssprachliche Sprachform erwartbar; selbstverständlich gibt es aber auch da mehr oder weniger stark ausgeprägte Regionalismen. Entscheidend ist im vorliegenden Fall also, dass streng genommen zwei unterschiedliche sprachliche Varietätengefüge miteinander verglichen werden. Da es uns im vorliegenden Fall im Wesentlichen um lexikalische Besetzungen in Routineformeln bzw. um allgemeinere kommunikative Muster mitsamt der ihnen möglicherweise zugrundeliegenden kulturellen Prägungen geht, ist die konkrete strukturelle Umsetzung, mithin die Varietätenwahl, zweitrangig – wobei es natürlich, insbesondere in der Schweiz, von Belang ist, wenn die eine Person Dialekt spricht, die andere aber nicht.

Wie im vorherigen Abschnitt bereits betont, ist zur adäquaten empirischen Erfassung solcher Muster eine umfassende Studie notwendig. Um aber überhaupt erst einmal zu explorieren, ob eine solche großangelegte Studie sinnvoll ist, d. h. ob über das weiter oben Beschriebene hinaus (vgl. Abschnitt 3) mit belastbaren Unterschieden zwischen Berlin und Zürich zu rechnen ist, haben wir eine kleine Vor-Studie durchgeführt. Die Datenerhebung fand im November 2017 an mehreren Vormittagen in einer bzw. in drei Backwarenverkaufsstellen²¹ im Quartier Wipkingen in Zürich bzw. im Norden des Berliner Bezirks Mitte statt.²² Hinsichtlich der dort jeweils ansässigen Bevölkerung sind die beiden Stadtviertel wohl recht ähnlich, sie weisen keine Besonderheiten bezüglich der üblichen soziologischen Variablen (durchschnittliches Haushaltseinkommen, Anteil der Menschen mit Migrationshintergrund usw.) auf. Für die Datenerhebung haben wir eine Variante der klassischen Tagebuch-Protokoll-Methode gewählt: Der

²¹ Zumindest im Falle Berlins zögert man, diese Verkaufsstellen als ‚Bäckereien‘ zu bezeichnen.

²² Einzelhandelsverkaufsstellen als Orte des täglichen Umgangs vieler fremder Menschen miteinander haben in der Soziolinguistik seit den Arbeiten von William Labov in den 1960er Jahren (vgl. seine berühmte Kaufhausstudie, publiziert in Labov 1966) eine ebenso lange wie ehrwürdige Tradition. Kulinarisch am nächsten zu unserem Forschungsobjekt sind natürlich die Studien von Catherine Kerbrat-Orecchioni, vgl. z. B. ihren Aufsatz von 2005 mit dem Titel: „Politeness in France: How to buy bread politely“.

Explorator, Gerard Adarve, saß in akustisch günstiger Position und schrieb die entscheidenden Teile (Gesprächseröffnungen, -beendigungen) aller während des Untersuchungszeitraums anfallenden verbalen Interaktionen mit. Darüber hinaus hat er allfällige Auffälligkeiten hinsichtlich der Interaktionen und/oder der Gesprächsteilnehmenden (z. B. geschätztes Alter, Kleidung) notiert.

Für beide Untersuchungsorte liegen uns auf diese Weise jeweils 32 Datensätze vor. Angesichts des geringen Umfangs des Materials verbietet es sich natürlich, quantitative Aussagen anzustreben – und auch ansonsten weist die Erhebungsmethode einige Probleme auf (dazu weiter unten mehr). Zunächst aber seien stichpunktartig einige vergleichende Betrachtungen aufgelistet, die sich mithilfe eines solch einfachen Set-ups machen lassen; wir beschränken uns hier auf die Beobachtungen zum Grußverhalten:²³

- *Hallo* ist in den Berliner Daten deutlich seltener als *Guten Morgen*; in Zürich kommt es in unseren Daten gar nicht vor.
- Die Wahl der Grußformel (also z. B. *Guten Morgen* vs. *Hallo* bzw. *Guete Morge* vs. *Grüezi*) erfolgt in beiden Städten meist symmetrisch; das Verkaufspersonal und der Kunde bzw. die Kundin passen sich diesbezüglich also aneinander an (Akkommodation).
- Die initiale Gruß-Gegengruß-Sequenz wird in den Zürcher Daten eher vom Verkaufspersonal eingeleitet, in Berlin eher von der Kundschaft.
- In Zürich wird die Initialformel *Grüezi* gelegentlich verstärkt durch Hinzufügung der Partikel *wohl* (bzw. *woll*, vgl. *Grüezi woll*). Zwar wäre dies prinzipiell von beiden Seiten in einer Gruß-Gegengruß-Interaktion möglich, doch kommt es innerhalb ein und derselben Sequenz nie zweimal vor. In den Berliner Daten ist nichts Vergleichbares zu beobachten.
- In den Abschiedsgrüßen wird in Berlin praktisch durchgängig *Tschüss* verwendet; die einzigen Ausnahmen bilden einmal ein *Tschau* von Seiten eines sportlich-jugendlich gekleideten, jungen Mannes und einmal ein *Auf Wiedersehen* gegenüber einer dem Anschein nach älteren Frau. In den Zürcher Daten hingegen tritt eine größere Vielfalt an Abschiedsformeln auf.
- In Zürich bedankt sich das Verkaufspersonal häufig mit einem *Danke* oder einem *Merci* am Ende der Interaktion. In den Berliner Daten bedankt sich allenfalls die Kundschaft für die Dienstleistung.
- In beiden Städten wünscht das Verkaufspersonal am Ende des Gesprächs des Öfteren *einen schönen Tag noch* o.Ä. Allerdings fand eine der Berliner Erhebungen an einem Samstag statt: An diesem Tag endete fast jede Inter-

²³ Dies ist ein gut abgrenzbarer interaktionaler Bereich, der viele interessante kulturanalytische Interpretationen erlaubt; vgl. z. B. Schröter 2016.

aktion – wenig überraschend – mit einem *Schönes Wochenende* seitens des Personals.

- In Zürich öfters, in Berlin dagegen nie, kommen Gruß-Kumulationen vor. Das führt zu Formulierungen wie „*Wiederseh, schöne Tag, ade*“ oder „*Danke Ihne, merci, ufwiederseh, ade*“.²⁴

Um es noch einmal zu betonen: Diese Auflistung kann nicht mehr sein als die Wiedergabe eines ersten Eindrucks, der zudem an einem sehr kleinen Datensample gewonnen wurde. Weitere Untersuchungen sind notwendig, um diese und darüber hinaus gehende Aussagen zu erhärten oder zu modifizieren. Dass manche Phänomene in der einen oder der anderen Stadt nicht beobachtet wurden, kann selbstverständlich an der geringen Zahl an Datensätzen (insgesamt nur 64) liegen. Umfangreichere Korpora würden hier vielleicht ein ganz anderes Bild ergeben. Weiter problematisch ist in diesem Zusammenhang, dass zwar verschiedene Menschen als Kunden/Kundinnen in den Blick genommen werden konnten, dass aber auf Seiten des Verkaufspersonals nur wenige Personen Daten geliefert haben. Ein allfälliges idiosynkratisches Kommunikationsverhalten einzelner Personen würde in unserem Material also deutlich zu Buche schlagen. Dieser Problematik könnte dadurch begegnet werden, dass mehr Daten erhoben würden, was angesichts des wenig aufwändigen Erhebungsverfahrens durchaus machbar wäre – dies im Kontrast zu vielen anderen korpusbasierten Verfahren, die ebenfalls mit authentischem Sprachmaterial arbeiten, sich im Setting aber weitaus komplexer gestalten (z. B. Videoaufnahmen).

Natürlich gibt es noch weitere bedenkenswerte Aspekte bei der von uns durchgeführten Studie, die wir hier nicht unerwähnt lassen wollen: So ist nicht von der Hand zu weisen, dass ohne die (rechtlich allerdings sehr problematische) Verwendung technischer Aufnahmegерäte die Gefahr besteht, dass relevante, aber flüchtige Informationen in der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit nicht adäquat notiert werden. Das Arbeiten in Erhebungsteams könnte hier teilweise Abhilfe schaffen. Darüber hinaus wäre es wünschenswert, Informationen über die Sozialdaten der untersuchten Personen in die Analyse miteinzubeziehen. Zur Erlangung dieser Daten müsste allerdings die Datenerhebung an sich offenge-

²⁴ Eine weitere Auffälligkeit, die unseren Daten zu entnehmen ist, sei hier noch angeführt, auch wenn sie nicht im Zusammenhang mit dem Grüßen steht: Mehrfach in Zürich und nie in Berlin wird *gern* als höflichkeitsindizierende Partikel ähnlich wie *bitte* verwendet, so dass z. B. folgende Frage-Antwort-Sequenzen entstehen: „Mit Zucker? – Nei, ohni gern.“ oder „Was dörfs sii? – Gern ein Kaffee zum Mitnehmen“. Dass darauf mit einem *Gern* bzw. gar einem *Sehr gern* geantwortet würde, ist in unseren Daten zwar nicht belegt, wir halten eine solche *Gern*-Kaskade aber durchaus für möglich.

legt werden – was nicht nur zu Mehraufwand im Hinblick auf die Befragung der Personen führt, sondern auch methodologisch von Nachteil ist, da dann gegebenenfalls das erwähnte Beobachter-Paradoxon zutage treten kann. Des Weiteren müsste eine größere und systematischer angelegte Studie die Erhebungsorte breiter streuen, punktuell erhobene Daten können nur erste Anhaltspunkte für die kommunikativen Gegebenheiten in einer Stadt liefern (hier also hinsichtlich der uns interessierenden diatopischen Variation). Ganz sicher ist aber damit zu rechnen, dass die kommunikativen Traditionen in einer Großstadt in verschiedenen Stadtvierteln unterschiedlich sein können – man denke nur an die alltagspraktische Erfahrung von ‚eher bürgerlichen‘ und ‚eher alternativen‘ Vierteln/Quartieren.²⁵ Daraus lässt sich im Hinblick auf die Vergleichbarkeit der Daten die methodologische Folgerung ableiten, dass die Erhebungspunkte sehr sorgfältig ausgewählt werden müssen und dass pro Stadt mehrere solche Punkte in Betracht gezogen werden müssen. Abschließend können wir aber dennoch festhalten: Bei aller Problematik und trotz des recht einfachen Erhebungsdesigns ließen sich auf diatopischer Ebene bereits einige interessante Beobachtungen zum Grußverhalten anstellen. Weiterführende Einsichten würden wesentlich aufwändigere Erhebungen zur pragmatisch-diatopischen Variation voraussetzen. Das wäre zwar mit sehr viel Arbeit verbunden; durchführbar wären diese aber allemal.

6 Schlusswort

Im vorliegenden Beitrag haben wir das Augenmerk zunächst auf diatopische Unterschiede in der interpersonalen Kommunikation gerichtet und diesen Typus von Variation im aktuellen Forschungsdiskurs verortet, der in der interpersonalen Pragmatik eng mit den Arbeiten aus der kulturalistischen Linguistik verzahnt ist, wie sie von Angelika Linke zentral vorangetrieben wird. Dann haben wir einige methodologische Überlegungen zur Durchführbarkeit eines Forschungsprojekts angestellt, das an der Schnittstelle von Pluriarealitäts- und Interaktionsforschung steht und zum Ziel hat, die vielen Mutmaßungen über Unterschiede

²⁵ In einem ganz anderen Diskussionszusammenhang haben beispielsweise die Arbeiten des Potsdamer Kiezdeutsch-Projekts gezeigt, dass innerhalb Berlins deutlich unterschiedliche Verwendungsmuster gewisser grammatischer Strukturen zu beobachten sind (vgl. z. B. Wiese & Rehbein 2016; dort wird der Unterschied anhand des Parameters ‚einsprachige vs. mehrsprachige Sprecher‘ festgemacht). Es wäre höchst verwunderlich, wenn ausgerechnet kommunikative Muster, die ja per se eng mit soziokulturellen Verhältnissen zusammenhängen, keine stadttinterne Variation aufwiesen.

im Kommunikationsverhalten auf empirisch solider Basis zu überprüfen. Und schließlich wurde anhand einer kleinen Explorativstudie exemplarisch vorgeführt, welche Art von Ergebnissen hierbei zu erwarten sind, aber auch welche Schwierigkeiten bei der Durchführung eines solchen Projekts auftreten können.

Damit kommen wir zum Schluss: Wir haben zwei Forschungsfelder miteinander verknüpft, die – so unsere feste Überzeugung – in Zukunft noch enger zusammengefügt werden sollten: die Pluriarealitätsforschung und die interpersonale Pragmatik. Zu beiden Bereichen liegen wichtige neue Arbeiten vor; doch beide Bereiche wurden bisher noch weitgehend unabhängig voneinander bearbeitet. Es gilt nun also, sich auch tatsächlich ans Werk zu machen und ‚in die Hosen zu steigen‘ (wie es in Zürich heißt) bzw. ‚Butter bei die Fische zu tun‘ (wie man in Berlin sagen würde). Die von uns vorgetragenen Überlegungen und Beobachtungen zur interpersonalen Kommunikation bedürfen auf jeden Fall noch einer tieferen, umsichtigen Interpretation aus kulturanalytischer Sicht in Linke’scher Manier. An dieser Stelle möchten wir deshalb, in Anlehnung an das Zitat aus dem einleitend angeführten Beatles-Lied, mit folgenden Worten schließen: *You say goodbye but I say hello; hello hello.*

7 Literatur

- AdA = Stephan Elspaß & Robert Möller (2003): *Atlas zur deutschen Alltagssprache*. <http://www.atlas-alltagssprache.de> (30. Januar 2019).
- Ammon, Ulrich, Hans Bickel & Alexandra N. Lenz (Hrsg.) (2016): *Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz, Deutschland, Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol sowie Rumänien, Namibia und Mennonitensiedlungen*. 2. Aufl. Berlin: De Gruyter.
- Besch, Werner (1998): *Duzen, Siezen, Titulieren. Zur Anrede im Deutschen heute und gestern*. 2. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Elspaß, Stephan, Christa Dürscheid & Arne Ziegler (2017): Zur grammatischen Pluriarealität der deutschen Gebrauchsstandards. Oder: Über die Grenzen des Plurizentritätsbegriffs. In Heinz Sieburg & Hans-Joachim Solms (Hrsg.), *Das Deutsche als plurizentrische Sprache. Ansprüche – Ergebnisse – Perspektiven*. Sonderheft *Zeitschrift für deutsche Philologie* 136, 69–91.
- Elter, Irmgard (2009): Höflichkeit in den nationalen Varietäten des Deutschen. Am Beispiel der Anrede. In Claus Ehrhardt & Eva Neuland (Hrsg.), *Sprachliche Höflichkeit in interkultureller Kommunikation und im DaF-Unterricht*, 201–216. Frankfurt am Main: Lang.
- Goffman, Erving (1974): *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Jucker, Andreas H. (2009): Speech act research between armchair, field and laboratory. The case of compliments. *Journal of Pragmatics* 41, 1611–1635.

- Kanik, Mehmet (2017): Apples and oranges. The case of written and email DCTs. *Poznań Studies in Contemporary Linguistics* 53, 399–422.
- Kerbrat-Orecchioni, Catherine (2005): Politeness in France. How to buy bread politely. In Leo Hickey & Miranda Steward (Hrsg.), *Politeness in Europe*, 29–44. Clevedon: Multilingual Matters.
- Kleiner, Stefan (2011): *Atlas zur Aussprache des deutschen Gebrauchsstandards (AADG)*. Unter Mitarbeit von Ralf Knöbl. <http://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/> (30. Januar 2019).
- Koerfer, Armin (1985): Zum Beobachter-Paradoxon in der Sprachwissenschaft. In Wilfried Kürschner & Rüdiger Vogt (Hrsg.), *Sprachtheorie, Pragmatik, Interdisziplinäres. Akten des 19. Linguistischen Kolloquiums, Vechta 1984*. Bd. 2, 187–200. Tübingen: Niemeyer.
- Kohrt, Manfred (1985): Von „Hallo! Wie geht’s?“ bis zu „Tschüs! Mach’s gut!“ Grüße, Grußformeln und Verwandtes im gegenwärtigen deutschen Sprachgebrauch. In Wilfried Kürschner & Rüdiger Vogt (Hrsg.), *Sprachtheorie, Pragmatik, Interdisziplinäres. Akten des 19. Linguistischen Kolloquiums, Vechta 1984*. Bd. 2, 173–184. Tübingen: Niemeyer.
- Kyncl, Rachel (2009): *Hallo – grüezi, tschüss – adieu. Eine komparative Analyse des verbalen Grussverhaltens in Berlin und Zürich*. Zürich: Lizentiatsarbeit Universität Zürich (unveröffentlicht).
- Labov, William (1966): *The social stratification of English in New York City*. Washington: Center for Applied Linguistics.
- Linke, Angelika (2000): Informalisierung? Ent-Distanzierung? Familiarisierung? Sprach(gebrauch)s-wandel als Indikator soziokultureller Entwicklungen. *Der Deutschunterricht* 3, 66–77.
- Linke, Angelika (2008): Kommunikation, Kultur und Vergesellschaftung. Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Kommunikation. In Heidrun Kämper & Ludwig M. Eichinger (Hrsg.), *Sprache – Kognition – Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung*, 24–50. Berlin: De Gruyter.
- Linke, Angelika (2014): Unauffällig, aber unausweichlich. Alltagssprache als Ort von Kultur. In Thomas Forrer & Angelika Linke (Hrsg.), *Wo ist Kultur? Perspektiven der Kulturanalyse*, 169–192. Zürich: vdf.
- Linke, Angelika (2016): Einführung. Kommunikation und Kulturalität. In Ludwig Jäger et al. (Hrsg.), *Sprache – Kultur – Kommunikation. Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft*, 351–368. Berlin: De Gruyter Mouton.
- Linke, Angelika & Juliane Schröter (2017a): Sprache in Beziehungen – Beziehungen in Sprache. Überlegungen zur Konstitution eines linguistischen Forschungsfeldes. In Angelika Linke & Juliane Schröter (Hrsg.), *Sprache und Beziehung*, 1–31. Berlin: De Gruyter.
- Linke, Angelika & Juliane Schröter (Hrsg.) (2017b): *Sprache und Beziehung*. Berlin: De Gruyter.
- Locher, Miriam A. & Sage L. Graham (Hrsg.) (2010): *Interpersonal pragmatics*. Berlin: De Gruyter.
- Muhr, Rudolf (2008): The pragmatics of a pluricentric language. A comparison between austrian German and german German. In Klaus P. Schneider & Anne Barron (Hrsg.), *Variational pragmatics. A focus on regional varieties in pluricentric languages*, 211–244. Amsterdam: Benjamins.
- Muhr, Rudolf & Dawn Marley (Hrsg.) (2015): *Pluricentric languages. New perspectives in theory and description*. Frankfurt am Main: Lang.
- Norby, Catrin & Heinz L. Kretzenbacher (2013): National variation of address in pluricentric languages. The examples of Swedish and German. In Augusto Soares da Silva (Hrsg.),

- Pluricentricity. Language variation and sociocognitive dimensions*, 243–270. Berlin: De Gruyter.
- Rash, Felicity (1998): *The german language in Switzerland. Multilingualism, diglossia and variation*. Bern: Lang.
- Rash, Felicity (2004): Linguistic politeness and greeting rituals in german-speaking Switzerland. *Linguistik online* 20 (3), 47–72.
- Schröter, Juliane (2016): *Abschied nehmen. Veränderungen einer kommunikativen Kultur im 19. und 20. Jahrhundert*. Berlin: De Gruyter.
- Schüpbach, Doris (2015): German or Swiss? Address and other routinised formulas in german-speaking Switzerland. In John Hajek & Yvette Slaughter (Hrsg.), *Challenging the Monolingual Mindset*, 63–77. Bristol: Multilingual Matters.
- Schütte, Dagmar (2006): Wie man über andere spricht, die man eigentlich duzt. Varianten des sprachlichen Bezugs auf abwesende Dritte. In Thomas Gehling, Viola Voss & Jan Wohlgemuth (Hrsg.), *Einblicke in Sprache. Festschrift für Clemens-Peter Herbermann zum 65. Geburtstag*, 339–359. Berlin: Logos.
- Sieber, Peter (2010): Deutsch in der Schweiz. Standard, regionale und dialektale Variation. In Hans-Jürgen Krumm et al. (Hrsg.), *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch*. Bd. 1, 372–385. Berlin: De Gruyter.
- Sieburg, Heinz & Hans-Joachim Solms (Hrsg.) (2017): *Das Deutsche als plurizentrische Sprache. Ansprüche – Ergebnisse – Perspektiven*. Sonderheft *Zeitschrift für deutsche Philologie* 136
- Simon, Horst J. (2008): Methodische Grundfragen zu einer Vergleichenden Syntax deutscher Dialekte. In Karin Donhauser, Elvira Glaser & Marcel Vuillaume (Hrsg.), *Empirische Grundlagen moderner Grammatikforschung*, 59–70. Bern: Lang.
- Soares da Silva, Augusto (Hrsg.) (2013): *Pluricentricity. Language variation and sociocognitive dimensions*. Berlin: De Gruyter.
- Variantengrammatik des Standarddeutschen. Ein Online-Nachschlagewerk*. Verfasst von einem Autorenteam unter der Leitung von Christa Dürscheid, Stephan Elspaß und Arne Ziegler. Open-Access-Publikation. <http://mediawiki.ids-mannheim.de/VarGra/index.php> (24. Januar 2019).
- Warga, Muriel (2008): Requesting in German as a pluricentric language. In Klaus P. Schneider & Anne Barron (Hrsg.), *Variational pragmatics. A focus on regional varieties in pluricentric languages*, 245–266. Amsterdam: Benjamins.
- Wiese, Heike & Ines Rehbein (2016): Coherence in new urban dialects. A case study. In Gregory Guy & Frans Hinskens (Hrsg.), *Coherence, covariation and bricolage*. Sonderheft *Lingua* 172/173, 45–61.

